

Sonntagsgedanken

Zum Frieden wirken

Das Vollkommene kann und soll man überall sehen. Sogar an den Menschen. In dem Maße, als wir es sehen, beglücken und beleben wir uns und andere. Wer das Gute am Menschen sieht, schafft ganz neue Menschengemeinschaft. Er braucht weder Auffähe noch Vorschriften über das Verhalten der Menschen von sich zu geben noch auf Friedensversammlungen zu reden. Er wirkt zum Frieden. Oft ganz unbewußt.

Aus geheimstem Lebensgrunde raunt es mahnd immerzu: Schlag dem andern keine Wunde, denn der andre, das bist du.

Wie du kränkst, so mußt du kranken, unser Ich ist Wahn und Pein. Schließ in deiner Selbstsucht Schranken alles, was da atmet, ein.

R. U. J.

Einsame Stunden

In jedes Menschenleben kommen einsame Stunden, ja, sie müßten sein zum inneren Wachstum, zur inneren Reife. So denken aber nicht alle Menschen. Oberflächlichen Menschen sind einsame Stunden das schlimmste, was es geben kann. Da wissen sie vor Langeweile nicht, was tun, so, da sind sie sich selbst im Weg. Warum wohl? Weil in ihrem Innern eine Leere ist: sie kennen nichts Höheres, nichts Einiges mehr, ihr Sinn ist nur empfänglich für ruhelosen Betrieb und törichten Klatsch, gespreizte Eitelkeit, schale Vergnügungssucht. Sie können und wollen nicht einsam sein, den Tiefstand nicht sehen, in dem sie sich befinden, wollen dem mahnenden Gewissen ihr Ohr nicht leihen. Arme Menschen! Erst recht tun gerade ihnen einsame Stunden not, sie sollen und müssen sich ihrer geistigen Armut bewußt werden.

Einsamkeit macht nachdenklich. Weitab von allem Lärm der Welt lernt man in seiner Seele lesen und an die eigene Brust schlagen. Dankbar sollte man daher alle einsamen Stunden begrüßen, sie sind uns von Gott geschickt zur Neuorientierung, ohne die man auf der Wanderfahrt verirrt, zur geistlichen Gesundheitspflege, zum Umgang mit dem Höchsten selbst. Da findet man die Kräfte, um den Kampf mit der Welt aufzunehmen, und gewinnt Schätze, die noch Wert haben, wenn es einmal durch des Todes Pforte geht.

In alles Große und Starke, Edle und Schöne, das uns im Leben entgegenlacht, ging aus einsamen Stunden hervor. Wüßten nur wir alle sie recht zu werten und anzuwenden!

E. U.

Der Weltkrieg des deutschen Weihnachtsbaumes

Von Magda Troitz

Als im Anfang des 16. Jahrhunderts im deutschen Elsaß zum ersten Male der Brauch aufkam, einen Tannenbaum mit Lichtern, Süßigkeiten und buntem Papier zu schmücken, da ahnte wohl niemand, daß diese Sitte sich die ganze Welt erobern würde.

Leider ist über den ersten Weihnachtsbaum nichts Genaueres bekannt; die Forscher haben aber nachgewiesen, daß er mit den von unseren heidnischen Vorfahren stammenden Bräuchen nicht zusammenhängt. Der Weihnachtsbaum findet zum ersten Male 1507 Erwähnung. In diesem Jahr kam Geiler von Kaisersberg in seiner Predigt darauf zu sprechen, daß die im deutschen Straßburg herrschenden Gebräuche mit den Tannenreisern unchristlich seien und abgeschafft werden müßten. Ob aber damals diese erwähnten Tannenreisler mit Leckerbissen behängt waren, steht nicht genau fest. Sinegen geht aus einer Handschrift „Denkwürdigkeiten aus Straßburg“ aus dem Jahre 1604 hervor, daß man den Weihnachtsbaum bereits schmückte. Es heißt darin wörtlich: „Auf Weihnachten richtet man Tannenbäume zu Straßburg in den Stuben auf, daran hängen man roten aus vielfarbigem papier geschnitten, Äpfel, Oblatten, Fischgoll, Zucker usw. Man pflegt darum einen viereckigen Rahmen zu machen.“ Als dann 1654 Donnhauer oberhalb von den ihm heidnisch

dänkenden Brauch eiferte, wurde der Weihnachtsbaum mehr und mehr im Elsaß vergessen, doch hatte sich sein Ruf längst anderweit verbreitet.

Den heute bekannten Weihnachtsbaum finden wir zuerst in einer Schrift erwähnt, die der Dozent der Rechte zu Wittenberg, Gottfried Kifling aus Jitzlau in Sachsen im Jahre 1737 verfaßte. Er erwähnt eine Gutsfran, die bei der Weihnachtsbescherung so viele Bäumchen aufstellte, wie sie Personen beschenken wollte. Alle diese Bäumchen waren prächtig geschmückt.

Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts wird der Christbaum jedoch nur selten angeführt. Wir finden ihn bei Musäus und Koberger erwähnt. Auch Goethe gedenkt in seinem „Leiden des jungen Werther“ mit poetischer Freiheit des Weihnachtsbaumes, und Schiller läßt sich im Jahre 1789 von seiner Braut, Charlotte von Lengefeld, einen Baum ins Zimmer stellen.

In Berlin tauchte der Christbaum um das Jahr 1780 auf, wurde aber von der französischen Invasion rasch unterdrückt. Schleiermacher und Tieck erzählen in ihren Berichten nichts von Tannenbäumen, letzterer gedenkt einer Holzpyramide, die zu Weihnachten mit Lichtern geschmückt wurde. In Dresden wurden auf dem Striezelmarkt im Jahre 1807 die ersten Christbäume verkauft, was uns Wilhelm von Kögeln berichtet. Oldenburg soll Christbäume schon im 18. Jahrhundert besessen haben, dagegen waren sie in Preußen, Pommern, Mecklenburg und Holstein bei den niederdeutschen Bauern noch unbekannt. Einen eigenartigen Christbaumschmuck leistete sich Jerome Napoleon, der 1807 in Kassel einzog. Er schmückte den brennenden Lichterbaum mit Schenkungsbriefen über die der Krone anheimgefallenen Besitzungen für seine Günstlinge.

In Oesterreich und freilich in Wien ist erst nach den Franzosenkriegen also zu Beginn des 19. Jahrhunderts der geschmückte Baum bekannt geworden, und hat sich dort die Herzen aller im Sturm erobert. Nicht viel anders ist es in den anderen Ländern gegangen. Der Prinz-Gemahl der Königin Viktoria von England, Albert, hat den Weihnachtsbaum nach England gebracht, und die Königin erzählt selbst, daß ihr das Auspflanzen viel Freude gemacht habe. Der erste Christbaum erschien in den Tuilerien, bei der Hochzeit der deutschen Prinzessin Helene, späteren Herzogin von Orleans.

Der Dichter Andersen hat sich schon 1859 in Jütland einen Tannenbaum zu Weihnachten geschmückt, sogar weit über Europas Grenzen hinaus kennt man den Brauch. In Australien lassen sich die dort wohnenden Deutschen dreißig Meilen weit her einen Baum bringen. Deutsche in Süd-Brazilien verwenden die verschleierten Frankocien als Christbaum, und selbst den Ägyptern ist der Christbaum nicht mehr fremd. Die Tannen werden für hohe Summen aus Oesterreich bezogen. Seit wenigen Jahren ist der Tannenbaum auch zu den Eskimos gekommen. Da an der Eisküste kein Baum, kein Strauch zu finden ist, haben die deutschen Missionare die Schwierigkeit derart überwunden, daß sie eine Zellstange als Baum aufrichteten, die Reifen einer alten Tonne auszumachen und damit den Kindern des hohen Nordens die grüne Tanne vorzuführen.

Nikolaustag

Nun möchte ich wieder ein Knabe sein, in der Dämmerung am Fenster stehen, das eine Ohr an die kalte Scheibe gepreßt, und mit einem aufgeregten klopfenden Kinderherzen, das vor jedem Schritt, der durch den Schnee die Dorfstraße herunterstapft, in ein atempressendes und dumpfes Erschrecken gerät.

Es war die Zeit eines undurchdringlichen Geheimnisses und eines seltsamen Engelpennens, aus denen jeden Augenblick eine riesenhafte, drohende Rute oder ein sanfter quädeliger Engelsblick blitzen konnte...

Als ich eines Morgens meinen Schulranzen öffnete, um das Zehn-Uhr-Butterbrot hineinzustopfen, kollerten drei glänzende und in Goldpapier gelegte Nüsse heraus. Das war das erste Zeichen, daß der ersehnte und zugleich gefürchtete Himmelsmann nahe war. Und am Abend kam die Magd aus der Küche in das Zimmer, wo wir in einer Zimmerecke die Festung und den Kaufladen aus der letzten Weihnachtszeit aufgeschlagen hatten, und rief uns Kindern

zu, daß Knecht Ruprecht eben vorübergegangen sei und durch das offene Küchenfenster seine Kessel hereingeworfen habe. Zwei für den Hans, zwei für den Friß und zwei für die Trude. Diese Kessel schienen uns die schönsten Kessel zu sein, in einem himmlischen und wunderbaren Garten gewachsen, himbeerrot die eine Seite und goldgelb die andre; und wir glaubten, daß diese Kessel von den Bäumen gepflückt wären, auf denen auch die fernen und silbernen Sterne wuchsen, und wir waren so ergriffen, daß wir die geheimnisvollen und heiligen Kessel mit in unsere Kinderbetten nahmen, über die ein glücklicher, lächelnder und seliger Traumbimmel voll schwebender Engel, glühender Weihnachtskugeln und zarter Harfenmusik sich niederstankte.

Seine phantastische und übermenschliche Figur witterten wir nun in den Tagen, die dem Nikolaustag vorausgingen, hinter jeder Gange, hinter jedem Vorhang, der sich bewegte, hinter jeder Tür, die in wenig betretene Zimmer führte; oh, er schien uns manchmal abends wie ein riesenhafter Schatten an den Fenstern vorbeizufahren, hinter denen wir in der Stube mit angehaltenem Atem und fragenden Augen saßen.

In der Dämmerung oder im Dunkel allein in den Gang hinauszutreten, erforderte hohen Mut und wurde von keinem gewagt; denn auch in den Taschen und Kapuzen der Mäntel, die im Vorplatz hingen, fand sich manches, das uns verriet, daß der Weihnachtsknecht umhergehe, die Ohren an den Türen und die funkelnden, spähenden Augen an den Fensterrahmen.

Vor dem Schlafengehen hängten wir Strümpfe vor die Fenster, oder wir stellten Teller und Backtische vor die Tür; kaum fiel die Morgendämmerung über unser Kinderbett, so flog einer nach dem andern im Hemdchen zum Fenster oder zur Türe hin, um mit febrigen Fingern zu ertasten, ob Knecht Ruprecht einen Apfel, ein Stückchen Backwerk, einen kleinen Schokoladenstreich oder einen bunten Farbstift mit geheimnisvoller und gütiger Hand in den Strumpf oder in den Korb gelegt hätte.

Im Dämmerlicht der drei, vier und fünf Jahre war er uns noch eine halbhelige Gestalt, mit gold- und silberüberstättelten Schultern, der neben einem weißen Engel schritt, dessen Stimme sich unvergeßlich und ergreifend in das Kindergewissen lenkte und dessen Auge uns ein Stück kristallenen Himmels zu sein schien, zu dessen Sternentischen wir in den Klaren und glühenden Winternächten aufsaßen, in der Hoffnung, vielleicht die Schar der Weihnachtsengel zur Erde herniederfliegen zu sehen mit Puppen, brennenden Bäumen, Wagen und hellen Sternen in den Händen, oder die goldene Vetter vielleicht zu finden, auf der Knecht Ruprecht mit dem schweren Sack seiner Geschenke auf dem Rücken auf die Winternacht der Erde niedersteigen würde.

Seine Hände strichen uns über das Haar, daß wir bis ins Innerste hinein von einem verzückten Schauer durchstoßen waren, und aus seiner schneeglühenden Tasche schüttelte er einen Berg von Weihnachtskugeln hin, aus dem Schokolademannchen, Marzipanlammern, Hütlchen aus Zimt und Mandeln, getrocknete Feigen, saftige Birnhügel, anisfleckende Bregeln und versilberte und vergoldete Nüsse und Mandeln uns verführerisch anlachten und lockten. Vor diesem himmlischen Engel war unser Herz aufgetan, und verwirrt vor Erregung stammelten wir einen heiligen Spruch herunter und gelobten Vater und Mutter allezeit gehorsam zu sein, nie zu lügen, fleißig zu lernen, nie ein Tier zu quälen und immer an Gott zu denken.

Diese Erscheinung war ein Stück des Traums, der von unsern Träumen schon vorgelebt war und in den unsere Träume wieder mit leuchtender Spur und seligem Schein zurückstanken.

In der sechs-, sieben-, acht- und neunjährigen Bubenzelt tauchte gemäß unserer Wandlung ein fürchterlicher Geselle auf, der höllisch mit den Ketten rasselte oder grollend in ein gewaltiges Birkenrindenhorn blies, dessen Ton Schritt für Schritt ein unentrinnbares Nagen anzeigte. Mehr ein Bär als ein Mensch und Enael tauchte eine hunnische Gestalt in

Die Spinne.

Roman von Sven Ekestad.

Berechtigter Uebersetzung aus dem Norwegischen

von Julia Koppel.

Copyright by G. E. er & Comp., Berlin W. 30.

(Nachdruck verboten.)

1. Fortsetzung.

„Ja, ja.“
„Was hast du übrigens mit dem weißen Tourenwagen gemacht?“
„Erlaube, lieber Bruder, es war mein Automobil.“
„Jawohl, vielleicht das letzte, was du noch übrig hattest.“
„Von meinem Erbe, meinst du?“
„Von deinem Erbe, ja. Während ich durch vernünftige Geschäfte und Arbeit meinen Anteil des Vermögens verdoppelt habe, hast du wohl bald alles verschwendet?“
„Jetzt möchte ich dich daran erinnern, daß es Zeit ist“, sagte der andere ernst.
„Du hast das Automobil also verkauft?“
„Wahrscheinlich.“
„Oder verschenkt an diese — — diese — —“
Er hielt plötzlich inne, als sein Blick auf das Gesicht des Bruders fiel, und zuckte zusammen. Trotz der Torheiten des Jüngeren hielt der Konsul doch außerordentlich viel von seinem Bruder.
„Wie siehst du denn aus?“ fuhr der Konsul fort.
„Du hast schwarze Schatten unter den Augen und Zitterröte auf der Stirn. Arbeitest du viel?“
„Es läßt sich halten“, antwortete Karl, froh, daß das Unwetter vorübergezogen war, „aber ich bin so glücklich, denn ich bin verliebt.“
Der Konsul warf seinem Bruder abermals einen forschenden Blick zu und murmelte:
„Glücklich! hm. Du siehst aus, als ob du in einer ganzen Welt von Gram lebest.“
Karl's Gesicht verzog sich.
„Ich bin natürlich nicht so reich wie du“, sagte er.
„Kommt, laß uns gehen“, rief der Bruder.

Die beiden Brüder bestiegen den Wagen. Es war ein schöner, heller Sommerabend, und viele Menschen waren unterwegs.

Karl, der es um jeden Preis vermeiden wollte, daß das Gespräch eine unangenehme Wendung nahm, fragte:
„Du hast mir noch nichts von deinem dänischen Freunde erzählt, Einar. Wie heißt er?“

„Stiegel. Er ist ein prächtiger Bursche. Niesig tüchtiger Geschäftsmann. Wir haben kürzlich ein glänzendes Geschäft zusammen gemacht.“

„Und darum gibst du das große Essen?“

„Ja.“

„Was war es für ein Geschäft?“

„Kaffee.“

„Aha! Und wie groß ist dein Gewinnanteil?“

„Mehrere Tausend. Den Gewinn meines dänischen Freundes werde ich morgen auszahlen. Er kommt um 11 Uhr zu mir.“

„Dann hast du das Geld wohl liegen?“ fragte Karl gleichgültig. Alles, was das Geschäft betraf, langweilte ihn außerordentlich.

„Natürlich“, antwortete der Konsul. „Es liegt in der Kassetten mit dem Buchstabenkloß bereit.“

„Wieviel ist es?“

„25000 Kronen.“

Karl fuhr auf dem Sitz in die Höhe.

Er wandte sich zu seinem Bruder und fragte erregt:
„Was sagst du? Fünfundzwanzigtausend?“

„Ja“, antwortete der Bruder etwas erstaunt. „Bindest du die Summe so gewaltig?“

„Kein.“

„Warum hat sie dich dann so aus der Fassung gebracht?“

„Die Summe — — die Zahl — — — erinnerte mich an etwas. Aber das verstehst du nicht, Einar. Es ist auch gleichgültig. Was und von etwas anderem reden.“

Der Konsul signierte seinen Bruder scharf. Eine merkwürdige Unruhe bemächtigte sich seiner. Was war mit seinem Bruder los? Er sah blaß und unglücklich aus.

Im selben Augenblick grüßte Karl.

„Ben hast du eben gegrüßt?“ fragte der Konsul.

„Den Herrn in dem gelben Frühjahrsüberzieher, der so schnell aufschritt. Bester, weißt du nicht, wer das ist?“

„Er sah wie ein Voger aus.“

Karl lachte.

„Ja, ich benutze auch niemanden, der zwischen meine Hände gerät. Er ist Karl wie ein Tiger. Es war Absjörn Krag, der Detektiv.“

„Ach so, einer von der Volkzeit“, sagte der Konsul und gähnte.

Der Wagen hielt jetzt vor dem Grand Hotel. Der Portier kam heraus und meldete, daß sich bereits einige der Herren eingezogen hätten.

Konsul Haltenberg eilte ins Hotel. Im Vestibül trat er mit seinem dänischen Geschäftsfreund, Herrn Stiegel, zusammen und stellte ihm seinen Bruder vor. Es war ein kleiner dankbarer Herr mit eifrigen, nervösen Bewegungen.

Karl begann eine Unterhaltung mit ihm, sie sprachen von Sport, Theater, Tanz. Der Konsul wurde indessen von anderen Gästen in Anspruch genommen, die eingetroffen waren. Schließlich begaben sich die drei Herren zu den Gesellschaftsräumen ins zweite Stockwerk hinauf.

Als sie die mit Teppichen belegte Treppe zum Kofolofaal hinaufstiegen, gefühl etwas Wertwürdiges.

Der dänische Herr ging in der Mitte. Rechts von ihm ging der Konsul, links Karl.

Im selben Augenblick kommt ein Paar die Treppe herunter.

Es ist eine junge Dame und ein Herr in Uniform, ein Rittmeister.

Die Dame ist sehr elegant gekleidet und sehr schön. Ein bezauberndes Lächeln strahlt über einer Wolke von weißem Pelzwerk, das sie lose um die Schultern geschlungen hat.

Der Konsul erkennt sie sofort.

In scherzendem Ton sagt er:

„Da ist sie, Karl.“

Der Bruder blickt auf und zuckt zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

das Tor des Vaterhauses, rüstete die Tür mit zottigen Kissenfüßen und löste mit Gepolter und Brummen die knarrenden Treppen und Stiegen herauf. Von ihm glaubten wir anfangs, daß er weithin aus dem russischen Osten, aus dem ewigen Schnee undurchdringlicher Wälder hergestapft käme wie ein heidnischer Riese, nur gekommen, uns zu erschrecken und zu bestrafen. Uns zu bestrafen für eingeworfene Pfeiferscheiben, für die Verpötlung alter Frauen, für geplünderte Kirsch- und Birnbäume, für ausgekommene und zerstörte Vogelnester, für zerrissene Bücher und Hosen, für verbotene Streifzüge durch Feld und Wald und für angezündete Hecken und Reifshäuser. Das war der Tag, an dem unserer Knabenwildheit keine verkleidete phantastische Wildheit entgegengekehrt wurde. Ein unübersehbares Sündenregister fiel uns beim ersten Klirren seiner schrecklichen Ketten ein. Es reichte vom Beginn des Jahres bis zu dem Tag, der mir wie ein unentrinnbarer Gerichtstag erschien. Er wühlte alles bis zum verborgensten Steinwurf herunter, er wühlte von unsern Raufereien und Großsprechereien, er wühlte von unsern geheimen Verstecken und unsern Indianerhüten, von denen aus wir in die Felder streiften, um die ersten Kirsch- und die ersten Zwetschgen zu plündern. Nichts war ihm entgangen.

Und es ergriß mich seine dunkle, behaarte Faust, ich zappte, ich schrie, aber schon war die Rute über mich und klatschte auf mich nieder. Und seine überirdische Gewalt steckte mich in den Sack, und nur der Bitte meiner Mutter halte ich es immer zu verdanken, daß ich mit dem Kopf heraus schauen durfte. Hier mußte ich alle meine Unthaten, Worte und Nachlässigkeiten widerrufen. Hier gelobte ich Besserung, hier rief ich die Verzeihung meiner Eltern an, hier mußte ich Schwester und Bruder Lebe und Freundschaft versprechen, hier wurde ich als ein schwarzes Schaf hineingesteckt, um als weißes wieder befreit, aber auch beschämt und innerlich erbittert dazustehen.

Noch einmal pfliff die große Birkenrute durch die Luft, bevor Knecht Ruprecht sie meinem Vater gab. Dann streute er seine Tische mitten auf den Tisch oder auf den Boden aus; und unter dem aufregenden und spannenden Suchen seiner Geschenke, die unter Stühle, Schränke und in alle Ecken gerollt waren, wurde seine finstere und bedrückende Gestalt bald vergessen, und der milde Knabentrost erwachte wieder und erfüllte die Gasse mit Lärm und die Besitzer von Fensterscheiben mit Schrecken.

Für das nächste Jahr hatten der Bruder und ich uns versprochen, Knecht Ruprecht zu stürzen. Wir wohnten in einem Haus, dessen Art unserm Unternehmen günstig war. Die Tür vom Wohnzimmer mündete in einen langen, breiten und etwas holprigen Gang aus roten Sandsteinstufen. Rechts vom Gang war die Küche und links das Arbeitszimmer des Vaters. Von diesem kam man in das Schlafzimmer der Eltern, das wieder Zugang zum Wohnzimmer hatte.

Als alles im Wohnzimmer sah und wir aus der Ferne die Ketten und Schellen der Weihnachtsmänner hörten, verließen wir unter einem Vorwand das Zimmer. Eine kleine Petroleumlampe erhellte den Gang kaum und machte die Schatten in den Ecken nur tiefer und schwärzer. Eine große und flache Wanne voll Wasser stand immer in der Ecke des Ganges, weil in der Küche kein Platz dafür war. Diese Wanne schoben wir bis zur Mitte der Wohnzimmertüre, schraubten die Lampe etwas tiefer, spannten darauf eine dicke Schnur knapp über dem Boden und postierten uns, ich an die Schmalseite eines großen Schrankes gepreßt, der Bruder in das Dunkel der geöffneten Ruchentür versteckt, denn schon hörte die Kette des Nikolaus im Hausgang und die Treppe herauf. Dieser Ruprecht schien uns plötzlich nicht so gewalttätig und wild wie der aus früheren Erinnerungen zu sein. Aber es blieb uns keine Erwägung; mit einem schrillen Frauenschrei stürzte die gefürchtete Erscheinung über die frisch gespannte und heimtückische Schnur und klatschte mit Gesicht, Hals und Oberkörper in die Wanne, daß das Wasser hoch aufspritzte. Wir beide schossen wie kleine Teufel aus unsern Verstecken hervor und waren, bevor die Eltern und das Gesinde herbeigeeilt waren, auf und davon. Ich hatte den Sack an mich gerissen, der ihm entfallen war und stoh mit ihm durch das Zimmer des Vaters unter das Bett der Eltern. Der Bruder aber hatte das Kühnere getan: er hatte dem hingestürzten und durchnähten heiligen Mann Bart, Velshaube und die wattierten Taschen abgerissen und war über den dunkeln Gang zurück über die hölzerne Altane geflohen, an deren Ende der stillste Ort des Hauses lag, wo er sich pfeifend und singend einschloß, als ob er von allem dem nichts wüßte. Aber die Schnur war liegengelieben und brachte uns eine schmerzhafteste Nacht.

An diesem Abend glaubten wir eine große Heldentat getan zu haben, aber wir hatten uns einen schönen und erregenden Glauben vernichtet. Denn unsere himmlische und unbekannte Nikolausgestalt war unsre Nachbarin, hieß Annale Jara und heiratete später einen Postboten.

A. S.

Bethlehem

Von Paul Richard Henkel

... Und diese Geschichte darf ich erzählen, weil niemand darum weiß und viele Jahre vergangen sind ...

Aber irgendwo hören wir durch ein offenes Fenster von hellen Kinderstimmen ein Weihnachtslied — dann sind wir wehrlos gegen unsere eigenen Gedanken und Erinnerungen.

Es war Weihnachten. Der Schnee lag steif auf den Feldern und Wegen, die Luft war frohlich. Ich war kurz vorher mit dem Dampfer von jenseits des Ozeans in die Heimat zurückgekommen. Und ich mußte lächeln bei diesem Wort, das an stille Gärten und helle, warme Zimmer erinnert. Denn ich schloß in Gasthäusern und Eisenbahnen. Es war kein freundschaftliches Juridiktommen. Und dann kam das, vor dem ich gebangt hatte: In einer Nacht träumte ich von Anne Born. Deutlich sah ich das Haus vor mir, den Garten, das Fenster mit der Lampe darin, die mir oft ein Zeichen war.

Ich hatte an das alles nicht denken wollen. Als ich im Süden, während des Bahnbaus, den Brief erhielt, der mir erzählte, daß meine Anne — ja, so hatte ich sie bis dahin noch heimlich für mich genannt — die Frau eines anderen geworden war — da hatte ich gedacht: Gut, also ist es nur ein Märchen gewesen. Vielleicht hat sie recht. Niemand weiß, ob man wiederkommt. Und wenn ich abends müde auf der Brücke lag, hatte ich wohl in Gedanken noch einmal alle Tage durchlebt — Tage, die Hoffnungen weckten und Sehnsucht — wie ein Requiem.

Aber das war draußen gewesen. Die Heimat rückte die Vergangenheit näher. Dann kam der Traum von dem hellen Fenster. Niemanden nahm ich etwas, wenn ich dort hin fuhr, vielleicht nur für die Dauer eines Händedrucks, vielleicht, um Rechenschaft zu fordern, zu erklären und zu fragen.

Nein, es waren nicht mehr friedliche Gedanken, als ich vom Bahnhof den langen Weg über das Land ging. Ver-

gessenes tut nicht weh, aber Erinnerung macht das Verlorene bewußt. Es gibt viele Dinge, die Menschen zusammenführen und auseinanderreißen — und Anne Born war nachgiebig und schwach. Aber sie hatte mich lieb gehabt. Das ist ein Wort, das man wie ein Amulett mit auf die Reise nimmt. Und jetzt durfte ich fragen, jetzt wollte ich in ihre Türe treten, mahnen und das Vergangene erwecken.

Der Schnee türmte. Heber die Höhe legte ein kalter Wind. Nun kam hinter der Pappel die Biegung des Wegs — und festlich betroffen blieb ich stehen. Vor mir in einer Mulde lag der Ort, nur wenig kennlich an dem Lichtschein verhängter Fenster. Ganz vorn aber, unmittelbar nahe durch die klare Luft, grüßte ein helles Fenster, und so oft war ich diesen Weg gegangen, um zu wissen, daß es Anne Borns Haus war. Eine Geschichte fiel mir ein, die ich als Kind oft vernommen hatte: Vom Stern von Bethlehem, der den Weisen aus dem Morgenland erschien. Und da fühlte ich nicht mehr den Wind und die Kälte, und dachte nicht mehr an bittere Briefe und einsame Tage, sondern ging auf das Licht zu, freudig und bang.

Lange stand ich vor der Tür. Die alte Martha öffnete mir. „O Gott, der Herr Werner!“ sagte sie erschrocken, mich erkennend.

Ich wollte etwas fragen, aber da trat sie zu mir heraus, zog leise die Tür hinter sich zu und legte den Finger auf den Mund.

„Still“, sagte sie. „Sie dürfen nicht stören. Es ist ein Kindlein heute geboren.“

„Die Anne ...“

„Ja. Wir warten noch auf den Arzt. Wir haben die Lampe in den Diebel gestellt, daß er den Weg findet ...“

Da stand ich allein in der Mitternacht und schaute an dem Haus empor, auf dem der Segen des Schöpfertums und die Weihe des Friedens lag. Und ich kniete mit entblößtem Haupt auf den Steinplatten nieder und betete — es war dunkel im Garten und ich brauchte mich nicht zu schämen. Dann ging ich leise zurück auf die Straße, als fürchte ich, mein Schritt könnte ein Echo wecken und mein Schatten auf die Stirn der geliebten Frau fallen.

Als ich an der Kirche des Orts vorbei kam, ging die Tür auf und Menschen mit frohen Gesichtern traten heraus und die Orgel spielte:

„... Und Friede auf Erden
Und den Menschen ein Wohlgefallen!“ —

Bald darauf ging ich wieder allein unter den tausend festlichen Kerzen des unermesslichen Firmaments.

Der Sternenhimmel im Dezember. Die Sonne tritt am 22. in das Zeichen des Steinbocks und erreicht an diesem Tage ihre tiefste Stellung mit 23 Grad südlicher Abweichung (Declination). Es ist der kürzeste Tag, der Tag der Sonnenwende (daher die Bezeichnung: Wendekreis des Steinbocks), und von da an wird sie sich wieder, zunächst unmerklich, dem Norden zuwenden. Nur wenige Tage später, am 2. Januar, kommt die Erde in die größte Nähe zur Sonne mit 147 Millionen Kilometer Entfernung. — Mit der Betrachtung des Sternenhimmels kann schon früh begonnen werden, da im Dezember die Dunkelheit bereits um 6 Uhr eintritt. Um die Mitte des Monats finden wir in den frühen Abendstunden das Dreieck der hellen Sonnensterne Altair, Wega und Deneb dem Untergang zugeneigt. Wie in der Andromeda der große Rebel, so ziehen im Perseus die beiden nebeneinanderstehenden Sternhaufen den Blick auf sich. In jedem drängen sich viele hundert Sternchen zusammen, die hellsten von nur siebter Größe. Die Entfernung der beiden Sternhaufen von uns ist unmeßbar groß; man hat sie auf Umwegen zu bestimmen versucht, wonach sie 800 Lichtjahre entfernt sind. Aber der Wert ist ganz unsicher. Der kleinere der beiden Haufen weist einen roten Doppelstern in seiner Mitte auf. Könnte er die beherrschende Zentralsonne sein, um die sich die übrigen Glieder bewegen? Bis jetzt konnten noch nicht die geringsten Drisperänderungen innerhalb eines Sternhaufens festgestellt werden. Erst eine ferne Zukunft wird die Frage beantworten können. An den Perseus schließen sich zwei auffällige Gestirne, die erst in den spätem Stunden oder an den Abenden der folgenden Monate am Himmel recht zur Geltung kommen werden. Das ist einmal die Kapella, dieses Ebenbild unserer Sonne, nur bedeutend größer. Das andre ist das glänzende Siebengestirn, das Prüfungsmittel der Augen. Wer alle sieben Sterne darin zu unterscheiden vermag, verfügt über eine ungewöhnliche Sehschärfe. In dieser Gruppe hatte einst Mädler irtümlich den Mittelpunkt des ganzen Fixsternverbands vermutet. — Neben wir zu den Planeten über, so finden wir Merkur als Morgenstern. Am 14. erreicht er seinen größten westlichen Abstand von der Sonne. Venus taucht glühenden Gesteins empor. Die Größe der Vava, die übrigens schon halb erkaltet und erstarrt ist, ist so groß, daß das Wasser des Regens, der einsetzt, vollständig verdampft war, bevor es auf die Vava niedersiel.

Amerikanisch-kanadischer Kanal. Der nächsten Kongress-Tagung in Washington werden Baupläne für einen Kanal vorgelegt, der die großen Seen der Vereinigten Staaten unter Benützung des Lorenzstroms mit dem Atlantischen Meer verbindet. Der Kanal soll so groß sein, daß große Seedampfer ihn befahren können. Die veranschlagten Kosten schwanken zwischen 350 und 650 Millionen Dollar.

Steigende Zunahme der Ehescheidungen in Amerika. Obwohl 7 Staaten der Union eine Verminderung der Zahl der Ehescheidungen zu verzeichnen haben, zeigt die Statistik des Jahres 1925 ein erneutes Anwachsen; denn in 26 Staaten und im Staat Columbia nahmen die Ehescheidungen um 3222 zu im Vergleich zur Gesamtzahl des Jahres 1924. Im gleichen Zeitraum wurden 5245 Ehen weniger geschlossen. Das Jahr 1924 hatte insgesamt 59 463 Ehescheidungen zu verzeichnen, das Jahr 1925 insgesamt 62 685, durchschnittlich also eine Zunahme um 5,95 v. H.

Alkoholschleber in Amerika. Der Staatsanwalt in New-York hat gegen den Direktor der Chelsea Wechselbank, Lewis Rothschild, wegen Einschmuggelung von 380 000 Liter Alkohol im Wert von 900 000 Dollar Anklage erhoben. Mit Rothschild sind 49 andere Finanzleute und bekannte Geschäftsleute in New-York, Boston und Philadelphia unter Anklage gestellt.

Schiller vor dem Weihnachtsbaum. In einem verschollenen Buche, der zu Nürnberg 1840 erschienenen „Biographie des Dr. Friedrich Wilhelm v. Hoven“, befindet sich eine hübsche Erinnerung an Schiller, die uns den großen Dichter menschlich ganz nahe bringt. Hoven, wie Schiller ein Jüngling der Karlschule, war mit dem Dichter durch innige Freundschaft verbunden. Vom August 1793 bis zum Mai 1794 weilte dieser in Ludwigsburg, wo Hoven als Arzt tätig war. Schiller wohnte aber nicht bei seinem Jugendfreunde; denn er hatte nicht nur seine Gattin bei sich, sondern auch seine Schwägerin und die Schwester ihres Man-

nes, ein Fräulein von Beulwitz. Dem Dichter war am 14. September 1793 sein erster Sohn, Karl, geboren worden, und er freute sich auf Weihnachten, als ob er schon ein größeres Kind besäße, dem er zum Christfest etwas beschenken konnte. „Am Weihnachtsabend“, erzählt Hoven, „kam ich zu ihm, und was sah ich da? Einen mächtig großen, von einer Menge kleiner Wachskerzen beleuchteten und mit vergoldeten Rissen, Pfeffertüchlein und allerlei kleinem Zuckerwerk aufgeputzten Weihnachtsbaum. Vor ihm saß Schiller ganz allein, den Baum mit heiter lächelnder Miene anschauend, nun von seinen Früchten herunternehmend. Bewundert fragte ich ihn, was er da machte. „Ich erinnere mich meiner Kindheit“, erwiderte er, „und freue mich, die Freude meines Sohnes vorwegzunehmen. Der Mensch ist nur einmal in seinem Leben Kind, aber er muß es bleiben, bis er seine Kindheit auf ein anderes fortgerückt hat.“

Die Kiefernkrast der Ameise. Wenn die Kinnbäden des Menschen im Verhältnis ebenso viel Kraft befehlen wie die einer Ameise, so würde er imstande sein, mit seinen Zähnen ein Gewicht von 275 Tonnen in die Höhe zu heben. Man hat berechnet, daß eine Feldameise in ihren Kinnbäden ein Gewicht halten kann, das 3000 mal so schwer ist als sie selbst. Befehle der Mensch — vergleichsweise — die Körperkräfte dieses winzigen Insekts, so könnte er zwei der größten modernen Lokomotiven auf seinen Rücken heben und mit ihnen davonmarschieren. Da die Größe der Ameise etwa ein Viertel Zoll beträgt, diese Tiere aber 20 Fuß hohe Pyramiden errichten können, so beweisen sie damit eine Stärke, die ihnen ermöglicht, ein Bauwerk aufzuführen, das 960 mal so groß ist wie ihre eigene Höhe.

Die Bauernregeln im Dezember. Die Bauernregeln im Dezember sind ziemlich spätlich ausgefallen. Im Dezember sieht ja der Landmann meist hinter dem Ofen und denkt auch einmal ein wenig an sich selbst. Da läßt er draußen geen ein weißes Kleid über den Acker breiten und möchte das nicht gelüftet sehen. Er freut sich, wenn der Dezember voll Schnee und Kälte ist. „Dezember kalt mit Schnee, gibt Korn auf jeder Höl!“ „Je dunkler es über Dezember Schnee war, je mehr leuchtet Segen im künftigen Jahr.“ „Herricht in der ersten Adventswoche strenges, kaltes Wetter, so wird es gewißlich in den nächsten 18 Wochen nicht netter. Wenn es aber nicht wintert, tut, wird auch der Sommer selten gut.“ „Weihnachten im Schnee, Ostern im Alee“ und umgekehrt „hängt zu Weihnachten Eis an den Weiden, kannst du zu Ostern Rapschen schneiden!“ „Ist's in den heiligen Nächten klar, so gibst ein segensreiches Jahr.“ — Eine Hege die den Genaussatz verkündet und die übrigen Regeln bestätigt, lautet: Wenn es zu Weihnachten feucht und naß, so gibt es leere Speicher und Faß.

Zur Statigarten Tiergartenfrage wird uns vom Landesamt für Denkmalpflege geschrieben: 1. So wünschenswert ein Tiergarten für Stuttgart und das ganze Land wäre, so entschieden muß er im Rosensteintal abgelehnt werden. Der Rosensteintal ist in landschaftlich schöner, günstiger und gesunder Lage der künftigen Volks- und Erholungspark für Groß-Stuttgart, der dem unentgeltlichen Besuch dauernd offen stehen muß. Er ist ein Stück Lunge für die Neckarstadt. Er ist ein Denkmal der Geschichte und der Gartenkunst, wie wir es kein zweitesmal besitzen. Es ist unser letzter Park, der diesen Namen verdient. 2. Ein Tiergarten im Rosensteintal kann nur gegen Eintritt geöffnet werden und verbraucht an sich schon einen sehr großen Bruchteil dieser Erholungslänge und Lunge. Er zerstört den Park als Kunstwerk und geschichtliches Denkmal und damit ein unvierderbringliches Kulturgut des württembergischen Volks. Niemals lassen sich die Bedürfnisse eines wirtschaftlich aufgegangenen Tiergartens, auch wenn man allen guten Willen voraussetzen darf, mit der Bestimmung eines öffentlichen Volks- und Erholungsparks vereinigen. 3. Für den Tiergarten muß und kann ein bisher nur land- oder forstwirtschaftlich genutztes Gelände gewählt werden, das ohne alle Hemmungen und Rücksichten lediglich nach dem aus der Zweckbestimmung folgenden Gesetz einheitlich gestaltet wird. Ein sehr geeignetes Gelände liegt zwischen Weichenhof und Proviantamt, auf dem etwas mufertätig Neues geschaffen werden kann, ohne einen überkommenen Wert zu zerstören. — Der Rosensteintal muß für alle Zeiten erhalten und gegen jeden Eingriff, von welcher Seite er auch kommen mag, verteidigt werden.

Ein neuer Jarzewitsch. Wenn ein Land einmal eine Monarchie war und der letzte Herrscher eines unnatürlichen Todes gestorben ist, wenn dieser Herrscher auch noch einen oder mehrere Söhne hinterlassen hat, über deren Schicksal nicht völlige Klarheit herrscht, so ist es beinahe selbstverständlich, daß immer wieder Gestalten auftauchen, die sich als „Dauphin“ ausgeben. So war es mit dem Sohn Ludwig XVI., so mit dem Sohn Peters des Großen, und so ist es jetzt mit dem Sohn des ermordeten letzten Zaren von Rußland. So wird dieser Tage in Kijew, von bolschewistischer Seite angestrengt, ein sensationeller Prozeß beginnen, der sich in der Hauptsache gegen den früheren Leiter der Genossenschaftsorganisation des Dorfes Sosnitsow, einen Herrn Petrenko, richtet. Dieser ist angeklagt, wegen monarchistischer Propaganda, wegen gegenrevolutionärer Bekämpfung der Rätemacht, und vor allem wegen Unterstellung eines jungen Mannes, der in der letzten Zeit in verschiedenen ukrainischen Dörfern viel von sich reden gemacht hat, und der als angeblicher Sohn des letzten Zaren Anhänger wird — und findet. Erhöwert werden die Verhandlungen dadurch, daß trotz eifrigen Suchens dieser „Jarzewitsch“ jezt nirgends zu finden ist, was auf eine Anzahl einflussreicher Beschläger schließen läßt, die ihm sicheren Unterschlupf zu gewähren wissen. In der Anklageschrift wird hervorgehoben, daß Petrenko in einer Versammlung den „Jarzewitsch“ vorgestellt habe, der in einer Rede das nahe Ende der bolschewistischen Herrschaft angekündigt habe. Ueberall, wo er hingekommen sei, sei er mit großer Begeisterung empfangen worden, so daß sich jezt die Behörden gezwungen sahen, energisch einzugreifen und die Angelegenheit den Gerichten zu übergeben. Man kann auf den Ausgang dieses Prozesses gespannt sein.

Der Lohnkampf in der württ. Textilindustrie. Das Landgericht Stuttgart, Zivilkammer 6, hat durch Verfügung vom 22. November 1924 in der Rechtsache des Verbands Süddeutscher Textilarbeitgeber, Landesgruppe Württemberg, gegen den Deutschen Textilarbeiterverband, Gau Württemberg, Baden, Pfalz, den letzteren bei Vermeidung einer Geldstrafe in unbestimmter Höhe oder einer Haftstrafe bis zu sechs Monaten unterlagt, durch Rundschreiben oder in sonstiger Weise die Betriebsvereinigungen und die Arbeitsschaften der Betriebe der Textilindustrie aufzufordern, während der vertraglich festgesetzten Arbeitszeit die Betriebe zu verlassen und zu behaupten, daß die Arbeiter hierzu auf Grund der Vereinigungsfreiheit berechtigt seien.